Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 2 (1946)
Heft: 7-8

Artikel: Sprachkenntnis und Sprachgebrauch
Autor: Schmid, Aug.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420007

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachkenntnis und Sprachgebrauch

Von Aug. Schmid

Im Novemberheft 1945 des Sprachspiegels bringt Ernst Merian-Genast bemerkenswerte Ausführungen mit der Überschrift „Vom Fehler in der Muttersprache". Der Hauptgedanke seiner Betrachtung liegt in den Sätzen: „Und doch gibt es einen festen Maßstab, um einen sprachlichen Fehler als solchen zu erkennen: den Sprachgebrauch. Was gegen diesen verstößt, ist falsch, wenn es auch die Logik und die Geschichte für sich hat; was mit ihm übereinstimmt, richtig, auch wenn es vor diesen beiden nicht bestehen kann. Nur wo der Sprachgebrauch schwankt, kann und soll man sich auf die Folgerichtigkeit oder die Sprachgeschichte, ich möchte hinzufügen: auch auf die Zweckmäßigkeit, berufen."

Dazu ist zunächst zu bemerken, daß nicht immer falsch und richtig einander gegenüberstehen. So nennt der allgemeine Sprachgebrauch z. B. den letzten Monat des Jahres Dezember. Wenn nun jemand sagt, Ernst Moritz Arndt sei am 26. Christmonat des Jahres 1769 geboren, so ist dies nicht falsch. Und so verhält es sich auch in vielen andern Fällen.

Dann ist es häufig nicht leicht, den allgemeinen Sprachgebrauch festzustellen, wie Ernst Merian-Genast selber zugibt. So ist es z. B. eine Übertreibung, zu behaupten, der Sprachgebrauch habe sich nun einmal eindeutig für die Form „hängen" entschieden, habe also die Form „hangen" fallen lassen (Seite 156).

Tatsache ist, daß es mehr Leute gibt, welche den Unterschied zwischen dem zielenden „hängen" und dem nicht zielenden „hangen" außer acht lassen, als solche, die ihn zum Ausdruck bringen. Für Leute, die aus Unwissenheit oder aus Nachlässigkeit einen Fehler machen, ist es immer eine willkommene Entschuldigung, festzustellen, daß sie sich auf berühmte Gewährsmänner stützen können. In unserm Falle dürfen sie sich gar gelegentlich auf Goethe berufen. So heißt es z. B. im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit: „dies hänge von unsern übrigen Fähigkeiten ab." Im Tagebuch von der Schweizer Reise 1797 steht unterm 29. September „In dem Kupferstichkabinett, unter der Bibliothek, hängen einige der besten Kupferstiche von Martin Schön", und im Briefe vom 6. Juni 1820 an Zelter: „weil ich die ganze Zeit über von mancherlei Äußerlichkeiten abhänge." Zu solchen Stellen läßt sich sagen: „Auch der gute Homer schläft zuweilen." In der Schülerszene im Faust heißt es aber

„An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen." Hier ist die Form durch den Reim bedingt; im zweiten Teil heißt es aber wieder: „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten."

Soweit andere namhafte Schriftsteller in Betracht kommen, habe ich mir Beispiele gemerkt von Karl Immermann, Gustav Freytag, Franz von Gaudy und ganz besonders viele von Jeremias Gotthelf und von Friedrich Hebbel. Jeremias Gotthelf ist selbstverständlich nicht ein Muster für reinstes Schriftdeutsch, und Friedrich Hebbel erweist sich auch sonst nicht selten als schlimmer Sprachsünder, was ich später einmal bei anderer Gelegenheit zu zeigen gedenke. Leute, denen das Lexikon als unfehlbare Autorität gilt, mögen sich auf Knaur berufen. Dort wird das bekannte Wort „semper aliquid haeret" folgendermaßen erläutert: „Etwas (von bösem Gerede) bleibt immer hängen."

Zwei besonders merkwürdige Beispiele für die Unsicherheit bei der Anwendung der zielenden und der nicht zielenden Form gewisser Zeitwörter finden sich wiederum bei Jeremias Gotthelf und bei Friedrich Hebbel, nur handelt es sich dabei nicht um „hängen" und „hangen", sondern um „wägen" und „wiegen". Bei Jeremias Gotthelf heißt es im 24. Kapitel der „Käserei in der Vehfreude": „Das Kind, welches nicht viel mehr als einen Zentner wäge", und bei Hebbel (Meine Kindheit, 7. Abschnitt): „... weil die Gewichte, womit beide wiegen, grundverschieden sind." Es werden hier also beide Formen verwendet, die transitive und die intransitive, aber sonderbarerweise jedesmal verkehrt.

Obschon, wie bereits gesagt, die Zahl der „Sünder" auf unserem Gebiete größer ist als die Zahl der „Gerechten", die hier folgerichtig reden und schreiben, und obschon sich unter dieser Mehrheit bedeutende Schriftsteller finden, darf man doch nicht behaupten, der Sprachgebrauch habe sich eindeutig für die Form „hängen" entschieden, und demnach seien die Formen „ich hange, wir hangen, ihr hangt, sie hangen" nun falsch. Es besteht immerhin auch eine beträchtliche Minderheit, die hier auf saubere Trennung hält, und sie besteht gerade aus Leuten, die allgemein und ausdrücklich Wert auf gute Sprache legen.

Zu diesen Minderheiten gehört vor allem auch unser großer Sprachmeister C. F. Meyer. Ja er geht in seiner Abneigung gegen die Formen mit dem Umlaut ä so weit, daß er sie fast durchwegs sogar vermeidet, wo sie von der strengen Grammatik gefordert werden. Dies ist mir beim

Lesen seiner Gedichte geradezu aufgefallen. Ich führe hier zahlreiche Beispiele an:

a) Richtige Form mit a

„Die Dryas“: „Sieht er am Beile hangen.“
„Vision“: „Seh ich hangen an der Wand.“
„Schutzgeister“: „Wo die graden Wände hangen.“
„Die Veltlinertraube“: „Aus der Laube niederhangend.“
„Noch einmal“: „am hangenden Strauch.“

b) „falsche“ Form mit a

„Die Fei“: „Sie hangt am Kiel.“
„Die gefesselten Musen“: „Das hangt an unsern Launen.“
„Der Triumphbogen“: „Am halbzerstörten Sims des Bogens hangt der Blick.“
„Das Joch am Leman“: „Ein Geier hangt im Blau.“
„Das verlorene Schwert“: „Hangt ein erbeutet Schwert.“
„Die Schlittschuhe“: „hangt ein Schlittschuhpaar.“
„Das Gemälde“: „die am Dach der Scheune hangt.“

Diese Beispiele sind nur zum kleinern Teil durch den Reim beeinflußt. Auch in den Prosawerken verwendet der Dichter für das nichtzielende Zeitwort, wie es sich gehört, die Form ohne Umlaut, z. B. im „Jürg Jenatsch“: „herniederhangende Schneeflecke“ und in der „Hochzeit des Mönchs“: „mit hangender Lippe.“

In den gesamten Gedichten habe ich kein einziges Beispiel gefunden, das die Form mit ä der Grammatik entgegen anwendet, und nur ein einziges, das sie ihr entsprechend benutzt, aber nur aus Reimzwang („Hussens Kerker“: „Die tief herab ins Fenster hängt.“).

Seit der ersten Abfassung des vorliegenden Aufsatzes habe ich mich noch weiter in der Sache umgesehen. Da ist mir vor allem aufgefallen, daß der junge Schiller in den „Räubern“, im „Fiesco“ und in „Kabale und Liebe“ mit einer einzigen Ausnahme die zielende und die nichtzielende Form nicht auseinanderhält. Die Ausnahme findet sich im Räuberlied: „Morgen hangen wir am Galgen.“

Was mich besonders stutzig macht, ist, daß sich die Vermengung der beiden Formen auch bei Schopenhauer findet, bei diesem „Ur-Wust-

mann", der so wie kaum ein zweiter Schriftsteller Wert auf guten Stil und grammatische Richtigkeit legt und seinen Nachfolger im Kampf gegen Sprachfehler noch um ein Stück an Heftigkeit übertrifft. So braucht man sich auch nicht zu verwundern, wenn Wustmann (1891) die Sache hier liegen läßt, wie sie ist. Aus alledem entnehme ich, daß der Nichtgebrauch der besondern intransitiven Form „hangen" nicht erst eine Erscheinung der neuen Zeit ist. Zum mindesten sehe ich in den letzten 150 Jahren keine Änderung in dem Sinne, daß jetzt die Form mit ä endgültig gesiegt hätte. Eine Vergleichung zwischen dem jungen Schiller und C. F. Meyer könnte sogar eher auf das Gegenteil hinweisen. Dann wären die Schriftsteller, die für saubere Unterscheidung eintreten, nicht Altertümler, sondern Verfechter eines guten Neuen.

Für uns Schweizer hat die Sache noch eine besondere Seite: Unsere Mundarten unterscheiden die Formen „hangen" und „hängen" ganz streng, strenger als die schriftdeutsche Grammatik, in allen drei Personen Einzahl und Mehrzahl. „I hange schtarch a der Sach", „du hangeścht zvil am Geld", „d'Wösch hanget scho drei Schtonde", „mer hanged", „ehr hanged", „sie hanged". – C. F. Meyer hält sich hier auch im Schriftdeutschen an unsern heimischen Sprachgebrauch, und zwar wird man ihn weniger als irgendeinen andern schweizerischen Schriftsteller im Verdacht haben, er tue das aus schülerhafter Unwissenheit.

Es wäre überhaupt verdienstlich von uns, wenn wir uns bemühten, eine wertvolle Fähigkeit des Schweizerdeutschen in höherem Maße, als es bisher der Fall gewesen ist, auch dem allgemeinen Schriftdeutschen zukommen zu lassen.

Ich habe in den vorliegenden Ausführungen eine allgemeine Frage an Hand eines besondern Beispiels erörtert. Grundsätzlich möchte ich sagen: Es ist nicht zu empfehlen, daß ein Sprachwissen gar so willfährig vor einem auf Nachlässigkeit beruhenden Sprachgebrauch die Segel streiche. Ist es doch eine Hauptaufgabe unseres Vereins und seiner Zeitschrift, allgemein das Sprachgewissen zu schärfen.

Nachschrift des Schriftleiters.

Hangen oder hängen wir? Wenn sich der Sprachgebrauch schon „eindeutig für ‚hängen' entschieden" hätte, wie Merian sagt, würde der Duden von 1941 „hangen" schwerlich noch aufführen und bloß in der Fußnote vorsichtig beifügen: „Die eigentlichen Formen der Gegenwart ‚ich hange' usw. sind aus der Umgangssprache fast schon ge-

schwunden." Also erst aus der Umgangssprache und erst „fast schon", also darf man in sorgfältigem Sprachgebrauch offenbar immer noch so sagen, ohne in den Geruch der Eigenbrötelei zu kommen (und selbst wenn!). Der Grammatik-Duden (1934) unterscheidet noch klar zwischen „hangen" und „hängen", ebenso Pauls Wörterbuch; seine Grammatik erklärt das ziellose „hängen" für „Umgangssprache der neuern Zeit". Der Stil-Duden (1934) erwähnt zunächst „hängen", fügt aber „hangen" in Klammer bei. Der „Sprach-Brockhaus" (1935) sagt auch „ich hänge", fügt aber gleich bei: „älter und richtiger: Ich hange". Aehnlich Sütterlin u. a. In der Redensart „hangen und bangen" hat jedenfalls der Reim die alte Form erhalten. Wer wie Merian „hängen" für endgültig durchgedrungen hält, mag den Reiz der Altertümlichkeit und Volkstümlichkeit empfinden, wenn Heines Grenadiere die Köpfe „hangen" lassen, uns andern klingt das „ganz normal"; denn wir treffen es immer wieder in neuern und neuesten Büchern, wenigstens in schweizerischen. Hans Schmid erzählte noch 1923 in seinen reizenden „Bündner Fahrten" von der guten Stube eines Gasthöfchens im Calancatal, wo die Bildnisse der Großeltern „an den Wänden hangen", und von der bäuerlichen Gaststube zu Andeer, wo die Bilder von der Calvenschlacht und von Jürg Jenatsch „an den Wänden hangen". In Marga Markwalders Roman „Lieber Peter" (1946!), einem auch sprachlich sehr gut geschriebenen Buche, steht zwar einmal, die Menschen glauben, Liebes- und Leidensfähigkeit „hänge" von äußerer Schönheit ab, aber diese Steffi Schumacher gibt dem schönen Kellner doch zu verstehen, daß ihr seine Verehrung „zum Halse hinaushange"; sie fragt sich auch, wo jene Briefe „hangengeblieben" seien, und ihres Peters Blick blieb „an ihren Zöpfen hangen". Und in den von Josy Priems sehr sorgfältig übersetzten, ebenfalls hübschen Skizzen Bianconis („Kreuze und Kornleitern im Tessin", ebenfalls 1946!) hat ein Maulesel „hangende Ohren", und im Bavonatal gibt es „hangende Äckerchen". Sogar der Sonderkorrespondent der Schweizerischen Depeschenagentur berichtet vom Nürnberger Prozeß, daß gewisse Dinge stark „vom Verlauf der Gerichtsverhandlungen abhangen". Das können unmöglich alles Druckfehler sein, wohl aber ist es möglich, daß da überall die in unserer Mundart noch lebende Unterscheidung zwischen ziellosem und zielendem Zeitwort mitwirkt; doch dessen haben wir uns nicht zu schämen, es ist auch kein Schaden. Wir wollen hangen an unserm „Hangen"! Diese Vermischung von ziellosem und zielendem Zeitwort ist schon sehr alt und reicht weit über die Zeit der Klassiker zurück. Die Geschichte ist ziemlich verwickelt; es sind da schon früh vier Zeitwörter durcheinander gekommen. In zielendem Sinne sollte man heute sagen: „Er hängte den Hut an den Nagel", aber häufig kann man auch in diesem Sinne lesen „hing", und was tat schon die wehrhafte Brünhild, als ihr Gunther in der Brautnacht zu nahe kam?

„Sie truoc in z'einem nagele
unt hienc in an die want."